

# Sonntags nach Warnemünde!

Ein Reisebericht von Joh. Christopher Dohm

Nach meinem dunklen Gefühl ist es kurz nach Mitternacht, als meine Frau mir einen Rippenstoß versetzt.

„Emil!“ ruft sie, „aufstehen! ... Emil! Hörst du?!“

Wer das nicht hört, muß taub sein. Außerdem fühle ich meine Rippen. Aber: wieso denn?

„Was ist denn passiert?“ frag' ich.

„Passiert! Bei dir muß immer gleich was passiert sein, wenn du mal früh aufstehen sollst,“ sagt sie. „Passiert ist nichts, aber in einer Stunde fährt der Zug!“

„Zug??“

„Herrgott, Emil! Nun wache doch endlich mal auf! Wir wollen doch nach Warnemünde!“

Richtig! Das habe ich ihr ja gestern versprochen. Aber daß man nicht einmal ausschlafen soll ... Wie spät ist es denn? Halb sechs! Gräßlich. Da kann man nichts machen. Meine Frau ist zäh. Und sie ist so rosig'er Laune. Sie findet es herrlich, so mit der Sonne aufzustehen. „Mit der Sonne?“ erlaube ich mir zu bemerken. „Die ist schon ein paar Stunden länger aufgestanden.“ — „Wer sagt mir das? Doch wohl nicht Du?!“ — „Nein. Aber der Kalender.“ — „Ach, vielleicht liest du mir noch die Wettervorhersage vor! Ich glaube an keinen Kalender!“ — „Na, sag das nicht: für heute ist Gewitterregen als möglich vorhergesagt, und wenn man auch an die guten Vorhersagen besser nicht glaubt, die schlechten treffen leider meistens ein.“ — „Siehst du!“ sagt meine Frau, „siehst du! Alles möchtest du einem verderben durch dein ewiges Unken ...“ — „Aber bitte, Kündchen!“ sage ich (in solchen Fällen sage ich „Kündchen“), „was heißt unken! Ich meine nur, man kann doch vorsichtig sein ...“ — „Haha! Und einen Regenmantel mitnehmen, nicht wahr? Und sich lächerlich machen, bei dem Wetter! Nee, mein Lieber, machen wir nicht!“

Ich bin also überzeugt, daß meine Frau ihre Pläne bis ins kleinste fertig hat, und daß es zwecklos ist, ihnen entgegenzutreten. Sie geht hinaus und bereitet noch allerhand zum Mitnehmen vor. Als sie

wiederkommt, bin ich fertig mit meinem Anzuge. Kaum hat meine Frau die Tür aufgemacht, da ruft sie mit einer Stimme, als wenn soeben die Kage mit der Wurst die Bodentreppe hinaufläuft:

„Wie siehst du denn aus, Emil!“

„Ich?“

„Ja, du! Wohin willst du denn? Warum gehst du nicht im Smoking? So willst du nach Warnemünde? ... Also nein: nun mal schnell die weiße Hose an und die weißen Schuhe, aber ganz schnell, sonst fährt der Zug noch weg.“

Was bleibt mir übrig? Ich ziehe mich um. Die Hose hat mein Schwager gehabt, als er noch Tennis spielte. Das ist sehr lange her. So sieht sie auch aus. Die Schuhe drückten im vorigen Jahre. Ich stelle fest, daß sie durch den Winterschlaf nicht besser geworden sind. Meine Frau lächelt mir aufmunternd zu, als sie mich sieht.

„Ja,“ sagt sie, „so! Aber die Weste mußt du noch ausziehen. Und dann gehst du ohne Hut.“

„Mein, Hanning,“ sag ich, „das ist nun wirklich nicht nötig! Ich bin empfindlich, und so warm ist es noch gar nicht.“

„Ach was, sei ein Mann!“

Nun, ich entschliesse mich also, ein Mann zu sein. Ich bin noch mitten im Entschließen, da ruft meine Frau plötzlich:

„Jetzt aber los!“

„Den Deibel auch!“ rufe ich, „ich habe noch keinen Kaffee getrunken!“

„Ja, das geht nun nicht mehr! Kriegst wohl unterwegs was ...“ Und damit packt sie mir schon ein großes Paket in den Arm, gibt mir in die freie Hand den Photographenkasten, fragt mich, ob ich mein Geld auch eingesteckt habe, ich soll auch lieber noch mal nachfühlen, drängt mich zur Tür hinaus, schließt ab und geht, leichtfüßig wie sie ist, immer einen halben Schritt vor mir dem Bahnhof zu. Ich mit angelegten Ohren hinterher.

Es ist wirklich noch früh genug, wir könnten ganz gemütlich gehen, aber wir rennen in unserm stadtbekanntem Bahnhofsschritt. Meine Frau hat noch Puste

## Sonntags nach Warnemünde!

zum Reden. Erstens überhaupt, und zweitens trägt sie nur meine Aktentasche.

„Zu schön!“ sagt sie. „Ganz Klostock schläft noch. Die Straßen wie ausgestorben. Nur wir beide gehen in den herrlichen Morgen hinein ...“

Aber als wir in die Alexandrinenstraße kommen, ist es mit der Einsamkeit vorüber. Da ziehen sie zu Paaren, zu vierten ..., eine ganze Prozession, nach dem Bahnhof. Alle leicht gekleidet und mit Badezeug unterm Arm. Alle auffallend leichter beladen als ich. „Ich begreife nicht,“ sage ich, „was du wieder für eine Menge Sachen mitgenommen hast. Das Badezeug ist ja entsetzlich schwer, noch dazu bei dieser Hitze ...“

„Wieso denn Badezeug?“ sagt meine Frau. „Das habe ich ja hier in deiner Aktentasche. Du trägst unser Butterbrot.“

„Dieses Kiesenpaket. ... Sag mal, wann wollen wir denn zurückfahren?“

„8 Uhr 15“.

„Nein, ich meine: an welchem Wochentag? Oder hast du dir heute Gäste eingeladen? Allein werden wir doch mit diesem Paket an einem Tage nicht fertig.“

„Es ist besser, man hat ausreichend zu essen, als man hungert. In den Lokalen ist alles so teuer.“

In diesem Augenblick überholt uns eine Straßenbahn. Wie die Traube eines Bienenschwarms hängen die Leute hinten und vorn daran. Trübe Ahnungen steigen in mir auf. Und als wir dann auf dem Bahnhof ankommen — ich habe bereits mein erstes Schwitzbad hinter mir — wimmelt es da nur so von Menschen. „Kein Wunder,“ sage ich, „daß Klostock ausgestorben ist. Die Menschen sind ja alle hier.“ Endlich haben wir eine Sonntagskarte nach Warnemünde. Durch die Sperre und im Laufschrift nach dem Bahnsteig! Zwar ist noch viel Zeit, aber sie laufen alle, da laufen wir eben auch.

Da steht der Zug. Die Türen sind offen. Aber alle Abteile sind voll. Und wie voll. Wir laufen den Zug auf und ab, weil ja vielleicht noch irgendwo Platz sein könnte. Meine Frau sieht in jede Tür hinein und fragt mit einer angelegten dieser entfesselten Menge geradezu lächerlichen Höflichkeit: „Ist hier noch Platz?“ — „Jawoll, Fräulein, reichlich. Kommen Sie man rein! Auf Sie haben

wir bloß noch gewartet“, heißt es dann, obwohl die zuletzt Eingestiegenen sich nur unter Aufbietung aller Kraft und in einer verkrampften Stellung im Wagen halten können. Oder sie sagt: „Treten Sie doch weiter durch!“ Dann heißt es: „Um Gotteswillen nicht! Er ist soeben schon durch meine Strandschube getreten.“ Sie läßt nicht nach: „Da muß doch noch Platz sein“ — „Es wird leider nichts, Fräuleinchen. Mein Schoß ist nicht mehr frei, da sitzt schon einer.“

„Emil!“ ruft sie plötzlich. „In einer halben Stunde fährt der Dampfer! Schnell mit der Straßenbahn!“

Also wieder im Sturmschritt die Treppen hinunter, durch die Sperre und in die Straßenbahn. Wir sind nicht die einzigen mit dieser Idee. Die Straßenbahn ist im Handumdrehen voll. Am Neuen Markt steigen wir aus und eilen die Kopsfelderstraße hinunter.

Richtig, da hält der Dampfer noch. Die Brücke ist abgesperrt, vier Schutzleute dämmen die ungeheure, weiß wogende Menge ein und lassen nur hin und wieder ein kleines Knäuel auf die Brücke. Wir warten, bis wir dran sind. Die Sonne brennt uns schon heiß auf den Kopf, den ungeschützt, und dann eingekleilt zwischen den vielen Menschen, — wenn mir der Kragenknochen schmelze, ich wunderte mich nicht.

Endlich sind auch wir auf dem Dampfer. Ich erwische vorne noch einen Sitzplatz, von wo aus ich meine Frau, wenn ich mich ein wenig vorbeuge, auch sitzen sehen kann. Mein Futterpaket habe ich unter der Bank verstaut und fühle mich nun durchaus geborgen. Aber bis alles zur Ruhe kommt, das dauert eine Zeit! Ich muß noch ein bißchen rücken, weil jemand neben mir sitzen will. Kinder schreien, sie wollen wieder aussteigen oder jetzt anfangen zu frühstücken, oder sie haben ihren Eimer und ihre Schaufel zu Hause vergessen, — kurzum die Mütter haben Gelegenheit, ihre berühmte Geduld im hellsten Lichte zu zeigen. Aber merkwürdigerweise sind sie gerade an solchen „gemütlichen“ Tagen der Familienausflüge wenig geduldig. Es geht ohne Lärm nicht ab. Selbst Ehegatten zischen sich Meinungsverschiedenheiten in die Ohren. Ich bin indessen mit meinem Platze sehr zufrieden. Zwar schiebt mir eine



Warnemünder Strand

G. Kaulbach (Tempera-Stizze)

Frau einen Kinderwagen vor die Nase, aber wenn ich die Aussicht genießen will, kann ich mich ja umdrehen.

Und dann fahren wir ab. Wunderbar erfrischend weht eine kleine Brise über Deck. Ich genieße die Freude, nach stürmischer Fahrt endlich sicher vor Anker zu liegen, und betrachte mir stillvergnügt die morgenschöne Warnow mit ihren grünen Ufern. Oder wenigstens das eine Ufer, vor dem andern steht ja der Kinderwagen. Die kleine Brise ist ein frischer Wind geworden, der mir mein Haar sträubt und auf kürzestem Wege bis auf die Knochen dringt. Ich niese und weiß, daß ich meinen Schnupfen weghabe. Schweren Herzens gebe ich meinen Platz auf und gehe nach der Mitte des Schiffes, um gegen den Wind geschützt zu sein. Dort finde ich einen von den Schiffsleuten. Stolz bin ich ja nicht, daher fange ich ein leutseliges Gespräch mit ihm an. „Wieviel Pferdekkräfte hat die Maschine wohl?“ — „Weit ich nich.“ — „Wieviel Knoten führt das Schiff denn?“ — „Kann ich Se of nich seggen.“ — „Hm, ... bleibt das Wetter gut?“ — „Dat möten wi aftöben!“ — „Die Warnow ist wohl garnicht so leicht zu befahren?“

„Dat ward jo seggt.“ — „Der Steuer- mann kennt das Fahrwasser aber ganz genau, nicht wahr?“ — „Dat mag be woll.“ — „Ach, Sie sind wohl noch nicht lange auf diesem Dampfer?“ — „Nee.“ — „Wo ist Ihr Vorgänger denn geblieben?“ — „De is dood.“ — „Nein! Was hat ihm denn gefehlt?“ — „Den'n hebb'n de Passaschiers doodfragt.“ An dieser Stelle breche ich das Gespräch ab.

Kurz vor Warnemünde kommt meine Frau angeschossen. Ich soll mich bereithalten, daß wir gleich aussteigen können und als erste mit auf die Fähre nach der Hohen Düne kommen. Als wir draußen sind, rennen wir im Lauffschritt nach der Fähre. Und drüben dann gleich losmarschiert, damit wir den andern zuvorkommen und einen guten Badeplatz finden. Aber auf der Düne wimmelt es schon von Menschen. Und wir laufen immer weiter hinaus, immer weiter, bis wir schließlich, schweißtriefend, dort anlangen, wo verhältnismäßig wenig Menschen sind. Ich neige zu einem Erholungs- schläfchen, aber meine Frau meint, wir müßten gleich baden. Wir baden also, und zwar nach einander, denn einer muß das Zeug bewachen. Nach dem Bade, das



Hausenwolken über der See

Aut. A. Defner

wirklich an der ganzen Reise das Solideste ist, meldet sich ein bärenmäßiger Hunger. Und da stellt es sich heraus, daß ich das Riesenfutterpaket auf dem Dampfer unter der Bank vergessen habe. Es folgt eine ergreifende Szene. Ich wage von meinem Durst nichts mehr zu sagen. Als ich mir eine beruhigende Zigarre anzünden will, entdecke ich, daß mein Feuerzeug mit der Weste zu Hause geblieben ist.

Wir haben es in unserm Eifer gar nicht bemerkt, daß die Leute zum größten Teile fluchtartig den Strand geräumt haben. Im Nu ist der Himmel schwarz bezogen. Es stürmt und blizt. Schnell alles zusammenpacken und dann los, Richtung Warnemünde. Wir sind kaum unterwegs, da gießt es wie aus Eimern auf uns hernieder. Schließlich erreichen wir die „Hohe Düne“, und da hört es natürlich auf zu regnen. Wir sehen lieblich aus. Mir ist das Hemd an den Leib geflatscht, daß man meine Rippen zählen kann. „Gott sei Dank,“ sage ich, „daß meine Weste trocken geblieben ist!“ — „Bist du denn nicht durchgeregnet?“ fragt meine Frau. — „Ich, ja. Aber die Weste hängt ja zu Hause im Schrank.“

Mit moralischem Recht können wir gegen den Schnupfen einige Grogs trinken. Das versöhnt mich. Dann gehen wir wieder an den Strand, aber nicht mehr soweit weg. Wir entkleiden uns und trocknen unser Zeug in der Sonne, die

inzwischen wieder mit unverminderter Glut hervorgekommen ist. Ermattet schlafen wir ein. Nach zwei Stunden erwachen wir und wollen schnell noch mal eine photographische Aufnahme machen von diesem denkwürdigen Tage. Leider ist der Apparat mit einer Mischung von Sand und Wasser so vollkommen verschmiert, daß er in allen Gelenken knirscht. Schließlich fahren wir hinüber nach Warnemünde und lassen uns ein richtiges Essen servieren, so richtig, wie wir es verdient haben. Meine Frau meint, wir wollen doch noch einmal auf die Mole gehen. Man war ja nicht in Warnemünde, wenn man nicht auf der Mole war. Aber dieses Mal bin ich abgeneigt. Das nächste Mal. Heute wollen wir nach Hause fahren.

Um halb neun gehen wir zu Bett, um uns von unserer Erholungsreise zu erholen. Als ich meine inzwischen grau gewordenen Schuhe ausziehe, nehme ich meiner Frau das Versprechen ab, daß sie niemals wieder an Tagen der Völkerwanderung mit mir nach Warnemünde fährt. So schlimm, meint sie allerdings, sei es nicht gewesen. Nun, mir genügt es. Ich liebe die See, aber nicht die Menschen, wenigstens nicht in solchen Mengen.

Das nächste Mal wird es anders gemacht! Mit diesem Vorsatz lege ich mich in mein Bett. Ach ja, was gibt es an solchen Tagen Besseres, als ein ruhiges Haus und das schöne Bett!